Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, Jak. Christoph**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-666901

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXVII. Jahrgang | Zürich, 1. Februar 1934 | Heft 9

An die Freunde.

Wieder einmal ausgeflogen,
Wieder einmal heimgekehrt;
Fand ich doch die alten Freunde
Und die Herzen unversehrt.

Wird uns wieder wohl vereinen
Frischer Ost und frischer West?
Auch die losesten der Vögel
Tragen allgemach zu Nest.

Immer schwerer wird das Päckchen,
Kaum noch trägt es sich allein;
Und in immer engre Fesseln
Schlinget uns die Heimat ein.

Und an seines Hauses Schwelle
Wird ein jeder festgebannt;
Aber Liebesfäden spinnen
Heimlich sich von Land zu Land.

Theodor Storm.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer. Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Wess' Nam' und Art.

Christoph Sturm, Frau Elisabeth und ihre sechs Kinder saßen in der freundlichen Stube beim Mittagbrot. Da pochte es. Unter der Türe stand der Dorfwächter mit der roten Weinnase und den roten Epauletten und schnarrte heiser: „Ich mache die Anzeige, daß heute nachmittag im Klosterkirchhof die Gebeine Eures Großvaters ausgehoben und in den neuen Friedhof übergeführt werden. Ihr seid dazu eingeladen."

Damit torkelte der Mann des Gesetzes davon.

Da lächelte der Werkführer in seinen großen Bart: „Elisabeth, lege mir die Sonntagskleider bereit. Der Großvater war zwar ein harter Mann gegen den kleinen Stöffeli, aber nach einem Vierteljahrhundert ist alles vergessen und vergeben. Ich will dem alten Sturm Grüß Gott sagen."

Der Vater war in einer feierlichen Stimmung.

Joggeli aber bettelte: „Darf ich mit dir gehen?"

Etwas streng sagte Christoph Sturm: „Totengebeine sind nicht für Buben, sie könnten dir in der Nacht erscheinen." Als nun der Knabe den Kopf hängen ließ, maß ihn der Vater freundlicher: „So soll dich die Mutter sonntäglich rüsten. Es schadet vielleicht einem Buben nichts, wenn er sieht, woher er kommt, wohin er geht!"

Vater und Knabe wandelten durch den blühenden Mai zu den Maschinenwerkstätten, in deren Gemenge sich alte und neue Gebäude, Tor, Kirche, ehemalige Amtswohnungen und Arbeitsstätten der Gegenwart zusammenbauten. Als sie an der ehemaligen Klosterkirche vorüber-

schritten, die sich mit schönen gotischen Fenstern und Steildach als Denkmal aus der alten Vergangenheit der Gemeinde erhob, sagte Christoph Sturm: „Was man doch erlebt! Ich schalte und walte als Meister in der Kirche, in der ich den Jugendunterricht empfangen habe und konfirmiert worden bin. Und jetzt muß ich sogar den alten Großvater aus dem Grabe holen, damit die Industrie Raum gewinnt und bauen kann.“ Sie erreichten den von einer zerfallenden Mauer umfriedeten, von der Industrie schon angerissenen ehemaligen Dorfkirchhof. Langes Gras flutete über den Gräbern, die nicht mehr gepflegt wurden, dazwischen ragten schwarze schiefe, zerbrochene Kreuze, auch einige verwitterte Steine, doch waren jedenfalls Denkmäler nicht die Schwäche der Alten von Krug gewesen. Und zwischen dem Gras wucherten im Kampf mit ihm die Wiesen- und Gottesackerblumen, besonders die zarte Moosrose und wies das Blumenwunder ihrer halbgeöffneten Knospen. Wo aber die Erde offen lag, war sie bedeckt und durchdrungen von den Splittern zermürbten gelblichen Gebeins, lagen die Geschlechtsfolgen und die Jahrhunderte des Dorfes beisammen.

Joggeli ermaß das redende Bild der Vergänglichkeit mit ernster Neugier und sah mit dem Vater den grabenden Arbeitern zu, die ein Gerippe nach dem anderen bloßlegten. Manche zerfielen im Hauch des Sommerwindes, andere hatten harte Schädel, die hohlen Augen grinsten sonderbar und seelenlos in die leichtsinnige Sonne, als seien sie unfreundlich überrascht, den Tag, der ihnen untergegangen war, noch einmal erblicken zu müssen, und die starken Bauerngebisse erinnerten an ein gesundes Geschlecht, dem das selbstgepflanzte Brot nie zu hart gewesen war.

Bei manchem Gerippe sprachen die Männer: „Den haben wir auch noch gekannt. Das ist Ruedi, der Werber, der im russischen Feldzug die Hände abgefroren hat. Das ist Adämli, der Bauernschneider. Er sollte in die Fremde gehen, und die Burschen feierten drei Tage lang Abschied und die Mädchen schnitten ihm Glücksträuße. Wie er aber an die Steige kam und Abschied nach Krug winken wollte, wandte er Sinn und Schritte, kam ins Dorf zurück und trat wie ein fremder Wandersmann ins Gasthaus: ‚Guten Tag, Herr Hirschenwirt, gebt mir ein verre de vin, ich kann das Deutsche gar nicht mehr, ich hab’ es ganz verlernt.‘ Als ihn die Burschen über seine rasche Rückkehr auslachten, lachte er mit, blieb in Krug und war seiner Lebtag ein lustiger Schneider.“ Bei einem anderen Gerippe scherzten sie: „Das ist die Frau Manno mit dem krummen Mund. Als ihr Mann in den Krieg zog, bat sie: ‚Ums Himmels willen töte keinen!‘ ‚Wozu soll ich denn in den Krieg?‘ fragte der rauhe Mann, darauf erwiderte sein untröstliches Weib: ‚Fluche nur fest, wie du’s ja kannst, dann laufen die anderen von selbst.‘“ Und die Männer lachten: „Jetzt kommt der Rechte! Das war der hochmütige Schors. Als er drei Jahre ein oder zwei Wegstunden von Krug in der Fremde gewesen war, kam er heim, sah sich um und sprach: ‚Ich kenne mich nicht mehr aus, Mutter, wie nennt man das Werkzeug?‘ Im gleichen Augenblick trat er auf die Hacke, da flog ihm der Stiel an den Kopf, und er rief: ‚O du verfluchte Jäthaue!‘“ So begleitete fröhlicher Volkswitz die ernste Arbeit.

Joggeli fragte: „Gibt es auch einen berühmten Mann unter den Gerippen?“

Christoph Sturm verwies ihm die Frage: „Das sieht wieder recht nach einem Exzenter aus.“

Auch die Bauern stutzten darüber, sie scherzten: „Nein, es hat im alten Krug wohl Fröhliche und Traurige, solche, die den Kopf hoch trugen, und solche, die ihn hängen ließen, Witzbolde und Querköpfe gegeben, solche, die Kröpfe und andere, die keine hatten, aber durch übermäßige Gescheitheit oder Dummheit berühmt ist keiner geworden, nur einer durch seinen Durst, er hat, wenn der Wein in den Keltern gärte, die größte aller Kufen ums Merken abgetrunken.“

„Christoph Sturm, da kommt Euer Großvater,“ sagten die Arbeiter und reichten ihm einen der stärkstgebauten Köpfe.

„Grüß dich Gott,“ sprach der Vater bewegt, betrachtete das Gebilde und lächelte: „Ein wenig kennt man ihn noch. Wir haben alle so kräftige Stirnecken.“ Er streichelte den Schädel wie mit einer wehmütigen Liebkosung und wandte sich zu Joggeli, der den Ahnen ehrfurchtsvoll betrachtete: „So werde ich, so wirst du!“ Dann legte er den Totenkopf auf die Menge der Gebeine, die einen Wagen füllten, und wie dieser davonfuhr, gaben ihm Enkel und Urenkel das Geleite und schauten zu, wie man die Knochen bei der neueren Kirche begrub, die einfach, doch hübsch im Ebenmaß mit schlankem Turm und rotem Helm ins Dorf schaut und die Glocken anmutig über das Tal klingen läßt.

In tiefer Gemütsbewegung wandte sich der

Vater vom Gottesacker. „Wir wollen noch einen Spaziergang machen," unterbrach er sein Schweigen, und sie gingen durch den blühenden Abend. Da geschah das Besondere. Christoph Sturm, der in seinem Schwung und seinem Schaffensdrang in der Gegenwart lebte, oder die nächste Zukunft mit freudigen Plänen erfüllte, wandte sein Gespräch in die Vergangenheit und Joggeli hörte zum ersten Male etwas von den Geschlechtern, die vor ihm und dem Vater den Namen Sturm getragen. Es war aber nicht ganz das, was er wünschte. Weil der Vater selber von ungestümem Naturell war, das jeden Widerstand bog oder brach, hätte sich Joggeli eingebildet, der Name Sturm rühre von einem tapferen Kriegsmanne her, der in der Schlacht vorangestürmt und wie ein siegreiches Donnerwetter in die Reihe der Feinde gefahren wäre. Die Erinnerung des Geschlechtes ging aber überhaupt nicht so weit zurück, daß man hätte sagen können, die Vorfahren seien mit in den Rotten jenes Landvolks gewesen, das den Städten die Freiheit des Landes erkämpfen half. Ein mehr oder weniger beschauliches zwei- oder dreihundertjähriges Bauern- und Handwerkerleben, das war das sichere Bild, das Christoph Sturm seinem Ältesten aus der Geschichte der Vorfahren bot, ein schlichtes Bild von Leuten aus dem Kernvolk des Landes, bei denen nie der volle Geldsack und nie der leere Bettelsack an der Türe gehangen hat. Es hat wohlhabende Bauern und geschickte Handwerker, denen man die Verwaltung öffentlicher Gelder anvertraute, doch auch einige arme Teufel unter den Sturm gegeben.

„Und der ärmste, Jakob, war mein Vater."

Ein wunderbar weicher Trauerton, der an dem starken Manne seltsam ergriff, bebte durch die Stimme Christoph Sturms. So oft er von seinem Vater oder seiner eigenen entbehrungsreichen Jugend zu erzählen begann, überwallte sein tiefes Gemüt, und je älter er wurde, desto häufiger sprach er mit überströmender Liebe davon und wurde im Gedenken seines Vaters milde.

„Der Mann", erzählte Christoph Sturm, „dessen Schädel du heute gesehen hast, hatte vier Söhne. Davon ging einer nach Böhmen, und in der Heimat blieben Vetter Heiri, der Bäcker, Vetter Stöffi, der Weinhändler, und mein Vater, der Bauer, übrig. Es hat aber in unserem Geschlechte stets zwei Arten von Leuten gegeben, solche wie Vetter Heiri, wie mich und Johannes, die es durch tapferes Angreifen und sicheres Festhalten im Leben vorwärts brachten, und eine andere Reihe, die es bei aller Gescheitheit und dem besten Willen nie auf einen grünen Zweig gebracht hat. Dazu gehört der Vetter Stöffi, der seine Erfahrungen in dem Spruch gesammelt hat: ‚Wenn ich Hutmacher geworden wäre, so kämen die Leute ohne Köpfe auf die Welt.' Auch dein armer Großvater gehörte zu ihnen. Es steckte viel in dem Manne, er war aber ein Schuldenbäuerlein von zwei Kühen und einigen Ziegen, das Unglück verfolgte ihn überall, aus Mangel mußte er sogar das bißchen Wein verkaufen, das er zog, und wenn er sich selber einmal an einem guten Tropfen erquicken durfte, so war's ihm ein Festtag. Aus Entbehrung wurde er früh leidend, wenn er aber nur ein wenig frei atmen konnte, war er ein froher, dankbarer Mann."

„Und die Großmutter, deine Mutter?" fragte Joggeli nach einer Weile teilnahmsvoll.

„Du hättest sie beinahe erlebt", erwiderte Christoph Sturm, „ihr ging es besser als dem Vater. Sie war eine bekannte und geschätzte Volksliedersängerin, die wegen ihrer schönen Stimme zu allen frohen Anlässen im Dorf gerufen wurde. So fiel immer etwas Sonne in das Leben der aufgeweckten Frau."

Sie war eine Volksliedersängerin, dachte Joggeli traurig, und ich soll nicht singen können. Das wollte er nicht verstehen.

„Ja", nahm Christoph Sturm den Faden des Gesprächs wieder auf, „mein Vater, der treuherzige Mann hätte mir gerne eine schöne Jugend bereitet. Sie wurde aber aus Armut sonnenlos, und neben der kargen Schüssel des Vaters lag der Strick des Großvaters, eines starken Mannes, der achtzig Jahre alt wurde. Er züchtigte den Enkel für jedes kleine Vergehen unbarmherzig, in meiner Jugend gab's mehr Schläge als Brot."

Ergriffen vom Andenken an dunkle Stunden, erzählte der Vater: „Ich wurde Spinnerbube, der von morgens fünf Uhr bis abends acht Uhr, oft noch viel länger, die Fäden an die Maschinen setzte. In der Schule der Not wurde ich ein früh selbständiger Junge, und als die Zeit da war, sagte ich zu meinem Großvater: ‚Schlagen lasse ich mich nicht mehr.' Bei dem Worte blieb es, denn man achtete die paar Franken, die ich von vier zu vier Wochen in den Haushalt brachte. Ich hätte gern gelernt und Kenntnisse gesammelt, als ich jedoch die vier Rechnungsarten gelernt hatte, sprach der Schullehrer:

‚Mehr kann ich dir nicht bieten, Christoph, ich kann selber nicht mehr.‘ Ich hatte aber in meiner trüben Jugend das eine große Glück, daß ich nach den Spinnereijahren zu einem tüchtigen, menschenfreundlichen Maschinenschlosser in die Lehre kam. Als Geselle ging ich auf die Wanderschaft, ich arbeitete zu Mülhausen im Elsaß, später in Basel und Zürich, und unter Entbehrungen unterstützte ich meine armen Eltern. Dafür dankte mir der Vater mit einem Besuch. Ich konnte ihm eine letzte große, mir selber unvergeßliche Freude bereiten, ich fuhr mit ihm die erste kleine Eisenbahnstrecke dahin, die in unserem Lande gebaut worden war. Und als wir bei einem Abschiedsbrot saßen, da hättest du ihn sehen sollen, Jakob. Die Augen des halbgebrochenen Mannes leuchteten. Fast andächtig sagte er: ‚Ich merke schon, es kommt eine schönere, glücklichere Zeit für das Volk. Wohl denen, die sie erleben dürfen!‘ Für sein Geschlecht hat der Vater wie ein Prophet gesprochen. Ich ging einen sonnigeren Weg als er. Man wurde in den Maschinenwerkstätten, in denen ich arbeitete, auf den jungen Schlosser aufmerksam, der alte Meister hatte mich auch nicht vergessen, und als gemachter junger Mann kehrte ich auf den Ort meiner Lehrjahre, in die Maschinenwerkstätten von Krug zurück, die sich gerade in blühendem Aufschwung befanden. Ich wurde Monteur, ich sah die fremden Länder, ich schämte mich nie, von Leuten, die über oder unter mir standen, zu lernen, und was der Schulmeister von Krug dem kleinen lernbegierigen Spinner nicht hatte geben können, das gab die Welt dem wohlangesehenen Maschinenbauer. Leider hat es mein Vater nicht erlebt. Ein Wort aber, das ich mir hundertmal zugeschworen, halte ich: Ich bereite meinen Buben eine bessere Jugend, als die meine gewesen ist!“

Der Vater schwieg in heißer Wallung. Die beiden erreichten das im Abendfrieden daliegende Haus. Und er ging in die Kammer und brachte ein Schächtelchen in die Stube. Darin lag in Watte eingewickelt ein Fünffrankenstück wie funkelnagelneu. Christoph Sturm betrachtete es liebevoll. „Das ist mein erster Gesellenverdienst. Das Geld, jetzt ein außer Kurs gesetztes Stück, wäre jetzt wohl zweimal fünf Franken wert, wenn ich es an Zinsen gelegt hätte, aber ich konnte mich nicht davon trennen, es ist mir ein heiliges Samenstück, und ich denke dabei stets, wie viel ein armer Junge leiden und kämpfen muß, bis er den ersten runden Silberling erfassen kann.“

In der Nacht quälte sich Joggeli mit der Frage, wie er einmal seinen ersten Silberling verdiene, denn er spürte wohl, daß in seinem Wesen etwas Dunkles waltete, was einer praktischen Lebensführung feindlich entgegenstand, und daß es ihm einmal unmöglich sein würde, das Glück mit so tapferer Hand wie der Vater zu ergreifen.

Er durfte den Vater oft auf den kleinen Geschäftsreisen begleiten und sah die lebensvolle Welt kunstreicher Maschinen, die in schimmerndem Metallglanze jedem leisen Winke der Hand wie seelenhafte, vernunftbegabte Wesen gehorchten.

In Christoph Sturms Art lag es, sich schon früh mit der Berufsfrage für die Buben zu beschäftigen und sie auf den Ernst des späteren Lebens hinzuweisen.

Freundlich und hoffnungsreich fragte er: „Wie gefallen sie dir denn?“

Ja, die blanken Maschinen, die Reisen und die geachtete Stellung eines Monteurs gefielen dem Buben schon, aber die Fabriken, besonders die Leute, die sie bevölkerten, nicht, und er dachte an die Ungeschicklichkeit seiner Hände, und das Geschichtenschreiben ging ihm durch den Kopf. „Vater“, erklärte Joggeli mutig, „ich gehe nie in eine Fabrik.“

„Seht den Herrn!“ lachte der Vater. „Womit willst du denn einmal das Brot verdienen?“

„Ich werde Schullehrer,“ stotterte Joggeli, denn vom Geschichtenschreiben wollte er nicht sprechen.

Da lachte der Vater nicht mehr, erschreckt starrte er seinen Ältesten an.

„Elisabeth“, sagte er bei der Heimkunft, „unser Jakob marschiert in der Reihe der Sturm, die es auf keinen grünen Zweig bringen, er ist ein Vetter Stöffi, er ist sein eigener Großvater. Ja, das ist er, in Jakobs untersetzter Gestalt, in seinen friedlichen Augen, in seinem treuherzigen Lachen, in seinem Ungeschick erkenne ich meinen Vater wieder, den Mann ohne Glück und Stern. Ein Schullehrer! Das ist ein Mensch, der zu wenig zu leben und zu viel um zu sterben hat.“

Es lag eine tiefe Enttäuschung in den Worten des berufsstolzen Mechanikers, und er verwies Joggeli auf das prächtige Beispiel des Johannes, des früheren Schlafkameraden in der Dachkammer. Kaum der Lehre entwachsen, war der frische, straffe Jüngling Monteur ge-

Dorfpolitiker. Gemälde von Claus Meyer.

worden, und jedermann erfreute sich an der herzerquickenden Gestalt des jungen Mannes, dessen Augen mutig ins Leben blickten. Besonders Frau Elisabeth, der er sich bei jeder Heimkehr noch herzlich dankbar dafür zeigte, daß sie ihm einst eine für die Verhältnisse von Krug ansehnliche Bildungsgelegenheit verschafft und damit den Weg in die Zukunft geöffnet hatte. An der Schwelle der Mannesjahre, in einem Alter, in dem sich andere erst in der Welt umzusehen beginnen, meldete er schon: „Ich bin Direktor an einer der ersten Industriestellen Österreichs," als vornehmer Mann kam er in das alte Haus an der Krug zu Besuch und führte eine feine, schöne Braut, die jedermann entzückte, in das Stübchen der Frau Elisabeth.

„Siehst du", wandte sich der Vater an Joggeli, „so schmiedet man das Glück, so wird man ein Herr!"

Joggeli aber überließ die Sorge um seine Zukunft den Eltern.

Die Erzählungen des Vaters von den Vorfahren führten ihn in einen ganz neuen Gedankenkreis, er dachte allerlei Gereimtes und Ungereimtes über Abstammung und Verwandtschaft, und ein Familienereignis mußte dazu helfen. Sein lieber guter Großvater mütterlicherseits, der Bauer, der so still und schweigsam wie die Erde war, die er pflügte, hatte den Pfeifenkloben abgelegt und war gestorben. Am Begräbnistag erschienen nun aus dem Ober- und Unterland, aus dem Thurgau und anderen Gegenden so viel Vettern in altväterischen Schwalbenschwanzfräcken, so viel Basen in altmodischen Tellerkappen und enggefältelten Röcken, daß Joggeli ganz überrascht war, wie weit sich die Verwandtschaft verzweigte. Das schlichte Bauernvolk beging das Begräbnis ernst und würdevoll, gegen Abend aber stand ein Graukopf vom Schmause auf und sprach: „Es ist noch kein ehrlicher Bauersmann gestorben, man hat ihm ein paar schöne Lieder nachgesungen." Volkslied um Volkslied erklang in der belebten Runde. Joggeli kränkte sich zuerst, daß man bei einem Totenmahl fröhliche Lieder singe, denn er trug eine aufrichtige Trauer um seinen Großvater im Herzen, zuletzt merkte er, daß zwischen Welt und Grab, Leben und Tod die versöhnendste Macht das Lied ist, das Lied, mit dem das Volk in guten und bösen Tagen die Stunde weiht.

Wie viel Verwandte habe ich? Bin ich mit der ganzen Welt verwandt? So beschäftigte sich Joggeli. Er dachte an das Totenvolk, das ihm vorangegangen war, ehe er auf die Welt gekommen war, an jene Geschlechter, von denen man nichts mehr wußte. Und eine merkwürdige Vorstellung bemächtigte sich seiner. Ein Mensch ist tausend Menschen. Ich bin der arme Großvater, ich bin auch eine Menge anderer, und jeder hat in mir seinen Tropfen Blut und seine Stimme. Und er lauschte diesen Stimmen. Wenn er sich beim Baden kopfüber in die weißgischtenden Strudel eines Wasserfalles stürzte, so dachte er: Jetzt bin ich ein Alemanne, der zum Kampf mit den Römern über den Rhein schwimmt. Und wenn er mit frommen Gedanken auf das Abendläuten horchte, so gefiel ihm der Traum, einer seiner Vorfahren sei wohl gegen das Ende des Lebens Einsiedler geworden. Wenn er sich auf etwas Gemeinem ertappte, so überlegte er: „Es muß auch ein Abgründiger unter den Ahnen gewesen sein, und manchmal war ihm, sie stritten untereinander, jeder wolle Joggeli sein, und da er doch Herr über sich selber war, so befahl er den Vorfahren: „Du schweigst jetzt still, du Wilder, du"; wenn er aber den Sanften lange genug das Wort gelassen, sagte er: „Jetzt will ich die Wilden wieder einmal aus dem Käfig lassen." Und er kletterte auf die höchste Tanne und stieß einen Jauchzer aus.

Mit dieser Spielerei lebte er glücklich in die Tage und genoß eine Jugend, die sich von derjenigen seines Vaters wie Maienpracht von Winterleid unterschied.

Als geschäftliche Angelegenheiten den Vater wieder einmal nach Italien führten, durfte er ihn mit der Mutter bis nach Altdorf begleiten. Er schnitt zwar bei der Eisenbahnfahrt nicht mehr wie früher Gesichter auf die Straßen, freute sich nur sonst wie ein Zaunkönig, und in hellem Sonnenschein umrauschte ihn auf dem Vierwaldstättersee die Tellsage. Er sah das Kirchlein von Seelisberg und das alte Brunnen, die Mythen erschienen ihm himmelhoch, und als das Dampfboot sich dem Rütli näherte, da sangen frohe Reisende in vaterländischer Bewegung:

„Von Ferne sei herzlich gegrüßet,
Du stilles Gelände am See!"

Auch der Vater sang das Lied stehend mit. Aus der blau durchsonnten Flut erhob sich der Mythenstein, und Joggeli las die goldenen Worte: „Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone." Ihm war, Licht vom Himmel falle in seine Seele, um den Namen des Dichters wob sich ein Ruhmesschein, der den Buben fast blendete und bedrückte.

In verklärter Freude sprach die Mutter: „Sieh das grüne Rütli. Dort in dem kleinen Wiesenfleck zwischen den Tannen sprudeln die drei heiligen Quellen."

„Was für drei heilige Quellen?" fragte der Bube.

„An der Stelle", versetzte die Mutter, „wo die drei Eidgenossen gestanden haben, brachen bei ihrem Schwur drei heilige Quellen hervor, die Brunnen der Freiheit, die fließen müssen, bis die Berge untergehen."

Das gläubige Gemüt Joggelis wallte bei den schlichten Worten der Mutter auf, er lebte in seligen Wundern, die Tränen der Begeisterung liefen ihm unaufhaltsam über die Wangen, in hohem Traum befangen, kam er mit den Eltern nach Altdorf und sah den Bannwald, dessen Bäume nicht geschlagen werden dürfen, weil sonst die Lawinen auf den Flecken fallen. Schlummerlos lag er beim pfeifenden Föhnsturm, der geisterhaft um die alten Häuser seufzte, er horchte dem Lied des Nachtwächters, der mit seiner Lanze den Takt schlug: „Lost, ihr Herrn, und laßt euch sagen," er schlich sich ans Fenster und sah im Mondlicht, das aus zerrissenen Wolken drang, zwischen alten massigen Häusern den Turm und den Brunnen, wo der Knabe gestanden und Tell seinen Schuß getan. Wie durfte man in der Heimat des Helden schlafen!

Der Abschied vom Vater ging ihm nicht so nahe wie die freudige Tatsache, daß er die geweihten Stellen geschaut hatte, wo die Geschichte seines Landes Ursprung genommen hatte. Er achtete es kaum, daß am anderen Tag das Wetter umschlug, Regensturm den schönen See peitschte, die Mutter einsilbig war, weil ihre Gedanken mit dem Vater über den Gotthard wanderten; ihm flutete Sonne durch die Seele, und er lebte und schwebte in der Vorstellung: Wenn es die ewige Seligkeit kostete, muß ich doch ein Dichter werden, ich muß einmal sagen, wie schön Gott die Welt gemacht hat!

Dabei dachte er an sein eigenes Land mit den blauen Seen, den Silberbergen und den schönen Sagen.

Durch die Reisen des Vaters, durch die mannigfaltigen Beziehungen, die das Elternhaus an der Krug mit den umliegenden Ländern verbanden, öffneten sich Joggeli auch die Augen für die Größe und Schönheit der weiten Welt. Weil der Vater oft sagte: „Wie wir die Ellbogen rühren, stoßen wir schon an die Enden des Landes," kränkte sich der Bube an der Kleinheit der Schweiz, die auf der Karte von Europa so zerdrückt zwischen den Ländern lag, daß er sie mit ein paar Fingern bedecken konnte. Er wünschte, sein Vaterland möchte größer sein.

Da fand er eines Tages auf dem Schulweg ein Papierchen liegen, und weil er alles, was beschrieben oder bedruckt war, aufhob, so mußte er auch lesen, was auf dem Zeitungsabriß stand. Er fand darauf einen Spruch, der ihm wie für ihn gedichtet erschien, stieg in die Dachkammer und schrieb ihn an die Bretterwand über seinem Bett:

„Es ist das kleinste Vaterland der größten
Liebe nicht zu klein;
Je enger es dich rings umschließt,
Je näher wird's dem Herzen sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Chelleländerbruuch.

De Jokeb gumpet über'n Zu
Und 's Lisli sait: „Mas möchtist du?
Wottst öppe mit=m'r zänsle?
Mi Mueter g'sächs det i der Schür,
Si hett mer's die ganz Wuche für,
Wänn du mich wettist hänsle.
Bis artig, gäll, und gimmer d'Hand,
Wie's Bruuch ist do im Chelleland!"

De Jokeb sait: „Du tusigs Chind,
I möcht nu öppis froge g'schwind,
Und gar nüd hinderrüggsle.
Mer gönd e chli is Stübli ie,
Dänn chast die wiße Umhäng zieh;
's brucht niemer inne z'güggsle.
Der eint und ander wär's imstand,
Wie's Bruuch ist do im Chelleland.

Das Chind, das wird fürzeuselrot,
Dänk, will grad d'Sunne=n abegoht;
„Was meinst?" sait's, „git's gli Räge?
Weißt öppis, wo si g'höre lot
Und nüd grad i der Zitig stoht,
So törfst mer's wohl do säge.
En offes Wort i jo kä Schand
Und guete Bruuch im Chelleland."

De Jokeb macht en Freudesprung,
En Meter höch, er ist no jung.
„So will is also woge!
Du bist nüd z'arm, du bist nüd z'rich,
Gäbst grad es Fraueli für mich, —
Das hä di welle froge.
En Chuß chast ha als Underpfand,
Wie's Bruuch ist do im Chelleland!"

Hermann Bebie, Wetzikon.